

Joan Didion



Sentimentale
Reisen
Essays



ullstein

Das Buch

Im April 1989 wurde eine weiße Endzwanzigerin auf ihrer abendlichen Laufrunde durch den Central Park überfallen und vergewaltigt. Sie überlebte den Angriff lebensgefährlich verletzt, sechs nicht-weiße Jugendliche wurden angeklagt. Der darauf folgende Strafprozess hielt New York über Monate in Atem. In ihrer titelgebenden Reportage »Sentimentale Reisen« beschäftigt Joan Didion allerdings weniger der Vorfall selbst als vielmehr die öffentliche Debatte und die sie bestimmende »sentimentale« Sehnsucht danach, die oft frustrierend komplexe Realität auf Gut und Böse, Schwarz und Weiß zu reduzieren.

In ihren Essays und Reportagen aus den 80er und frühen 90er Jahren widmet sich Didion unterschiedlichen Phänomenen ihrer Zeit, die ihr an den exemplarisch ausgewählten Orten Washington, New York und Kalifornien begegnet sind. Indem sie von Momentaufnahmen der amerikanischen Gegenwart ausgeht und von persönlichen Begegnungen mit Schauspielern, Politikern und anderen Figuren des öffentlichen Lebens, zeigt sie die Sehnsüchte und Widersprüche auf, die den Geist jener Jahre prägen.

Die Autorin

Joan Didion, geboren 1934 in Sacramento, Kalifornien, arbeitete als Journalistin für verschiedene amerikanische Zeitungen und war u.a. Redakteurin der *Vogue*. Sie hat fünf Romane und zahlreiche Sachbücher veröffentlicht, darunter *Das Jahr magischen Denkens*. Ihre Essays und Reportagen sind ein zentrales Element ihres Gesamtwerkes. Joan Didion lebt in New York City.

»Didions Reportagen haben alle Vorzüge großer Literatur. Sie ist eine hervorragende Geographin der Landschaft der öffentlichen Kultur Amerikas.«
The New York Times Book Review

Von Joan Didion sind in unserem Hause bereits erschienen:

Blaue Stunden
Das Jahr des magischen Denkens
Im Land Gottes
Menschen am Fluss
Süden und Westen
Wir erzählen uns Geschichten, um zu leben

Nach Henry

Im Sommer 1966 lebte ich in einem geborgten Haus in Brentwood und hatte gerade ein Baby bekommen. Drei Jahre vorher hatte ich mein bisher einziges Buch veröffentlicht. Mein Mann schrieb gerade sein erstes. In unserem Haushaltsbuch für jene Monate findet sich für den April keinerlei Einkommen, für den Mai 305,06 Dollar, für den Juni wieder keines, für den Juli 5,29 Dollar, Dividende des einzigen Vermögens, das wir hatten, fünfzig Transamerica-Aktien, die mir meine Großmutter hinterlassen hatte. In diesem Haushaltsbuch finden sich Wäschereisten und Termine bei Kinderärzten. Es finden sich sechzig Geschenke zur Taufe und sechzig Karten zum Dank, der Schlussverkauf bei Saks und ein Versuch, eine Vorauszahlung von fünfzehn Dollar bei Southern Counties Gas wieder einzutreiben, aber es findet sich nicht das Datum im Juni, an dem wir Henry Robbins kennenlernten.

Heute erscheint mir das als ein eigenartiges, quälendes Versäumnis, ein Versäumnis, das auf den speziellen Bewusstseinsriss schließen lässt, den Neugeborene und geborgte Häuser im Gemüt von Menschen erzeugen können, die sich so recht und schlecht durchs Leben schlagen. Bis zu jenem Abend im Juni 1966 war Henry Robbins ein Abstraktum für uns, noch so ein Lektor aus New York, ein Fremder von Farrar, Straus & Giroux, der angerufen oder geschrieben und gesagt hatte, er komme nach Kalifornien, um ein paar Autoren zu treffen. Ich hatte in jenem Sommer eine so schlechte Meinung von mir als Schriftstellerin, dass ich mich irgendwie schämte, mit noch einem Lektor

essen zu gehen, mich wieder einmal hinzusetzen und über die »Arbeit« zu diskutieren, die ich nicht tat. Doch am Ende ging ich hin: Am Ende zog ich ein schwarzes Seidenkleid an und ging mit meinem Mann ins Bistro in Beverly Hills, lernte Henry Robbins kennen und begann auf der Stelle zu lachen. Wir lachten bis zwei Uhr morgens, als wir schon längst nicht mehr im Bistro, sondern im Daisy waren und immer wieder »In the Midnight Hour« und »Softly as I Leave You« hörten und dazu unsere lustigen, hinreißenden, bezaubernden Stimmen, Stimmen, die verlorengegangene Wäschestücke, Babysitter und die Aussicht auf 5,29 Dollar vergessen ließen, Stimmen voller Verheißung, *Schriftstellerstimmen*.

Kurzum, wir betranken uns zusammen, und ehe der Sommer vorüber war, hatte Henry Robbins mit uns beiden Verträge unterzeichnet, und von jenem Sommer 1966 bis zum Sommer 1979 vergingen nur sehr wenige Wochen, ohne dass einer von uns beiden mit Henry Robbins über etwas sprach, was uns amüsierte, interessierte oder beunruhigte, über unsere Hoffnungen und unsere Zweifel, über Arbeit, Liebe, Geld und Klatsch, über gute und schlechte Neuigkeiten. An jenem Morgen im Juli 1979, als wir aus New York die Nachricht erhielten, Henry Robbins sei vor ein paar Stunden auf dem Weg zur Arbeit gestorben, sei mit 51 Jahren im U-Bahnhof 14. Straße tot umgefallen, gab es nur einen einzigen Menschen, mit dem ich darüber reden wollte, und dieser Mensch war Henry.

»Die Kindheit ist das Königreich, in dem niemand stirbt«, lautet eine Zeile in einem Gedicht von Edna St. Vincent Millay, die mir im Gedächtnis haften geblieben ist, seit ich sie zum ersten Mal las, als ich tatsächlich noch ein Kind war und niemand starb. Natürlich starben Menschen,

aber sie waren entweder sehr alt oder starben einen ungewöhnlichen Tod, starben beim Floßfahren auf dem Stanislaus oder beim Laden einer Schrotflinte oder wenn sie betrunken mit 150 über den Freeway fuhren: Der Tod wurde entweder als »Segen« oder als außergewöhnlicher Fall hingestellt, als dramatischer Wendepunkt in der Geschichte eines Menschen (nie der eigenen). Krankheit erledigte sich von selbst in jenem Königreich, in dem ich und die meisten Leute, die ich kannte, noch lange über die Kindheit hinaus verweilten. Ein unerklärliches Fieber verschaffte einem bloß den Genuss einer Woche im Bett. Brustschmerzen offenbarten sich, nachdem sie untersucht worden waren, als Hypochondrie.

Mit der Zeit bemerkten viele von uns, dass unsere guten Erfahrungen bei weitem nicht für alle galten, dass wir bis dahin gesegnet, gefeiert oder schlicht begünstigt gewesen waren, Spieler mit einer Glückssträhne, doch da waren wir voll ausgelastet: gefangen in Tagen, die zu erfüllt schienen, zu abwechslungsreich, zu gedrängt voll mit Freunden, Aufgaben und Kindern, Abendgesellschaften und Abgabeterminen, Verpflichtungen und noch mehr Verpflichtungen. »Sie können sich nicht vorstellen, wie es ist, wenn alle, die man kennt, weg sind«, sagte ein alter Mensch, den ich kannte, zu mir, und ich nickte, ohne zu verstehen, doch, kann ich, kann ich mir vorstellen, dachte sogar – Gott verzeih mir –, dass es einen gewissen Frieden geben müsse, wenn man alle Anforderungen und Ansprüche überlebte, wenn man niemanden kannte, sich ungebunden treiben ließ. Ich glaubte, die Tage würden in alle Ewigkeit zu erfüllt sein, zu gedrängt voll mit Freunden, die zu sehen man keine Zeit hatte. Ich glaubte, wenn ich über die Zukunft nachdachte, wir würden alle noch die Beerdigung der anderen mitbekommen. Aber ich irrte

mich. Ich hatte es mir nicht vorstellen können, ich hatte es nicht verstanden. So würde es gehen: Ich würde Henrys Beerdigung mitbekommen, aber er nicht meine.

Die Beerdigung war keine richtige Beerdigung, sondern eine Gedenkstunde der üblichen Art, eine Gelegenheit für uns alle, uns an einem tropischen New Yorker Augustmorgen im Vortragssaal der Gesellschaft für Ethische Kultur Ecke 64. Straße und Central Park West zu treffen. Wenn man mit Sprache arbeitet, ist es eine Binsenweisheit, dass von anderen Leuten geprägte Sätze sich ständig über die eigene Erfahrung legen, und dieser Morgen in New York machte da keine Ausnahme. »Bleibe bei mir: Geh nicht fort« war eine Zeile, die ich die ganze Gedenkfeier unausgesprochen hörte; mein Mann sprach und ein halbes Dutzend anderer Schriftsteller und Verleger, die Henry Robbins nahegestanden hatten – Wilfrid Sheed, Donald Barthelme, John Irving, Doris Grumbach, Robert Giroux von Farrar, Straus & Giroux, John Macrae von Dutton –, doch der Unterton, den ich dabei hörte, war ein Fragment eines Gedichts von Delmore Schwartz, vor dreizehn Jahren gestorben, Opfer eines anderen New Yorker Sommers.

Bleibe bei mir: Geh nicht fort, und dann:

*Wir drosseln das Tempo, ehe wir alt werden,
Gehen zusammen auf der entschwindenden Straße,
Wie Chaplin und seine Waisenschwester.*

Fünf Jahre vorher hatte Henry den Verlag Farrar, Straus verlassen und war zu Simon & Schuster gegangen, und ich war mitgegangen. Zwei Jahre danach hatte er Simon & Schuster verlassen und war zu Dutton gegangen. Diesmal war ich nicht mitgegangen, war geblieben, wo ich einen

Vertrag hatte, und blieb doch Henrys Waisenschwester, Henrys Autorin. Ich erinnere mich, dass er sich von Zeit zu Zeit Sorgen machte, ob wir auch genug Geld hatten, und dass er sich manchmal, mit Mühe, zu der Frage durchrang, ob wir welches brauchten. Ich erinnere mich, dass er den Titel *Spiel dein Spiel* nicht mochte, und ich erinnere mich, dass ich ihn aus einem Hotelzimmer in Chicago am Telefon beschimpfte, weil *True Confessions*, der Roman meines Mannes, noch nicht bei Kroch & Brentano im Fenster war, und ich erinnere mich an einen Halloween-Abend 1970 in New York, an dem unsere Kinder in dem Haus in der 86. Straße, wo Henry, seine Frau und ihre beiden Kinder damals wohnten, zusammen singen gingen. Ich erinnere mich, dass seine Wohnung in der 86. Straße weiße Vorhänge hatte und dass wir an einem heißen Sommerabend alle dort saßen, Hühnchen in Estragonaspik aßen und zusahen, wie sich die Vorhänge in der Brise vom Fluss hoben und senkten, und unsere Welt erschien uns ziemlich verheißungsvoll.

Ich erinnere mich, dass ich mich mit Henry über den Gebrauch der zweiten Person im zweiten Satz von *Wie die Vögel unter dem Himmel* stritt. Ich erinnere mich, dass er tief verletzt und empört war, wenn jemand von uns, jemand von seinen Waisenschwestern oder -brüdern, eine schlechte Kritik oder ein böses Wort oder auch nur einen Brief bekam, von dem er sich vorstellte, er könnte selbst unseren flüchtigsten Augenblick beeinträchtigen. Ich erinnere mich, dass er nach Kalifornien geflogen kam, weil ich wollte, dass er die ersten hundertzehn Seiten von *Wie die Vögel unter dem Himmel* las, und sie nicht nach New York schicken wollte. Ich erinnere mich, dass er eines Abends 1975, als ich ihn brauchte, in Berkeley auftauchte; ich sollte an dem Abend einen Vortrag halten, und die Veranstal-

tung war für mich dadurch belastet, dass ich den Vortrag vor Mitgliedern des Englischen Seminars halten sollte, die einst mir Vorträge gehalten hatten. Bis Henry kam, war ich wie von Sinnen vor Angst, der opferbereite Star meines eigenen Entblößungstraums. Ich erinnere mich, dass er zuerst in den Fakultätsklub kam, wo ich übernachtete, und mich dann über den Campus zum Raum 2000 *LSB* begleitete, wo ich sprechen sollte. Ich erinnere mich, dass er mir sagte, alles würde gutgehen. Ich erinnere mich, dass ich ihm glaubte.

Ich glaubte immer, was Henry mir sagte, außer bei zwei Dingen, dem Titel *Spiel dein Spiel* und dem Gebrauch der zweiten Person im zweiten Satz von *Wie die Vögel unter dem Himmel*. Ich glaubte ihm sogar noch, als Zeit, Persönlichkeitsentwicklung und die Schwierigkeit, sich den Lebensunterhalt mit dem Verlegen oder Schreiben von Büchern zu verdienen, unsere Beziehung kompliziert hatten. Was Lektoren für Autoren tun, ist rätselhaft und hat entgegen allgemeinem Glauben nicht viel mit Titeln, Satzbau und »Änderungen« zu tun. Es hat auch, ungeachtet meiner Beschwerden, nicht viel mit dem Schaufenster bei Kroch & Brentano in Chicago zu tun. Die Beziehung zwischen Lektor und Autor ist viel subtiler und tiefer, so diffus und radikal zugleich, dass sie beinahe Züge einer Eltern-Kind-Beziehung hat: Der Lektor ist, wenn er wie Henry Robbins ist, der Mensch, der dem Autor jene Vorstellung von sich selbst gibt, jenes Bild von sich selbst, das ihn befähigt, sich alleine hinzusetzen und es zu schaffen.

Das ist ein heikles Unterfangen und verlangt vom Lektor nicht nur, dass er sich einen Glauben bewahrt, den der Autor nur zeitweilig und kurzfristig teilt, sondern auch, dass er den Autor gern mag, was schwer ist. Schriftsteller kann man selten gern mögen. Sie bringen nichts in die

Beziehung mit ein, sie lassen alles Gute an der Schreibmaschine zurück. Sie fürchten, dass ihr Beitrag zum allgemeinen Wohlergehen verschwindend gering, wenn nicht gar zweifelhaft ist, und da das Verlagsgewerbe nur ein marginal profitables ist, das zunehmend Menschen anzieht, die sich dieser Marginalität nur allzu deutlich bewusst sind, Menschen, die sich in die Defensive gedrängt oder erniedrigt fühlen, weil sie nicht an den Tischen mit den hohen Einsätzen sitzen (weil sie keine Konzerne führen, keine Filmstudios betreiben, nicht einmal Hauptakteure in dem größeren Unternehmen sind, dem der Verlag gehört), ist es es Verlegern oder Lektoren zur zweiten Natur geworden, dass sie sich die Furcht des Autors zunutze machen, sie verstärken und den Autor in ein zwar notwendiges, aber letztlich bedeutungsloses Anhängsel der »wirklichen« Verlagswelt verwandeln. In der wirklichen Welt nehmen Verleger und Lektoren nicht den TWA-Nachtflieger nach Kalifornien, um eine nervöse Autorin zu trösten, die es nur zu einem mittleren Platz auf der Verkaufsliste bringt. Verleger und Lektoren in der wirklichen Welt genießen Firmenprivilegien und ziehen es vor, mit den Abräumern, die sie bislang nicht werden konnten, Kreuzfahrten zu den Galapagosinseln zu machen. Ein Verleger oder Lektor, der seine eigene gesellschaftliche Stellung geringschätzt, findet vielleicht Trost darin, diese Geringschätzung auf den Autor zu übertragen, der gemeinhin keine Firmenprivilegien genießt und wahrscheinlich von der Großzügigkeit des Verlegers abhängig ist.

Das war kein Trost – und übrigens auch keine Geringschätzung – nach Henrys Geschmack. Zum letzten Mal sah ich ihn, zwei Monate ehe er im U-Bahnhof 14. Straße tot umfiel, eines Abends in Los Angeles, kurz vor Schluss des jährlichen Treffens der Amerikanischen Buchhändler-

vereinigung. Er war auf dem Weg zu einer Party bei uns vorbeigekommen, und wir hatten ihn überredet, die Party sausenzulassen und zum Essen zu bleiben. Was er mir an dem Abend sagte, war indirekt formuliert und voller versteckter Anspielungen auf andere Leute, andere Verpflichtungen und alles, was sich seit jenem Sommerabend 1966 zwischen uns zugetragen hatte, doch es lief auf Folgendes hinaus: Ich sollte wissen, dass ich es auch ohne ihn schaffen könnte. Das war das Dritte, was Henry mir sagte und ich nicht glaubte.

Im Reich des Fischerkönigs

Präsident Ronald Reagan, so erfuhren wir später von seiner Redenschreiberin Peggy Noonan, verbrachte viele der Dienststunden, in denen keine Kameras surrten, mit dem Beantworten der etwa fünfzig Briefe amerikanischer Bürger, die seine Poststelle allwöchentlich für ihn auswählte. Die Familienfotos, die vielen dieser Briefe beilagen, steckte er in seine Jackentaschen und Schreibtischschubladen. Wenn er bei einem Antwortbrief die Postleitzahl nicht kannte, entschuldigte er sich bei seiner Sekretärin dafür, dass er sie nicht selbst herausuchte. Seine Bleistifte spitzte er eigenhändig an, wie wir später von Helene von Damm erfuhren, die einst in Sacramento und später in Washington seine persönliche Sekretärin gewesen war, und wenn er Kaffee wollte, dann holte er sich selber welchen.

Als wir uns nach dem Ende der Reagan-Ära beeilten, ein für alle Mal klarzustellen, dass wir schon immer gewusst hatten, wie eigentümlich das Weiße Haus in dieser Besetzung gewesen war, vergaßen wir darüber ganz, wie eigentümlich das Weiße Haus an sich war, was weniger mit der Leere in seinem Inneren zu tun hatte als mit der gewaltigen Fliehkraft, die durch diese innere Leere an den Außenseiten freigesetzt wurde. In Reagans Weißem Haus gab es Raum für große Erwartungen. Die Art von Begeisterung, die in einem vollbesetzten Oval Office eigentlich keine Überlebenschancen hat, konnte sich hier ungehemmt entfalten. »Man war zum Beispiel irgendwo privat eingeladen und sah auf dem Weg zur Toilette im Schlafzimmer ein dickes Exemplar von Paul Johnsons

Modern Times aufgeschlagen auf dem Nachttisch liegen«, berichtete Peggy Noonan, die Ronald Reagan die »Jungs von Pointe du Hoc« und die »sanft den irdischen Fesseln entgleitende *Challenger*-Mannschaft« beschert hat und der George Bush die »tausend funkelnden Lichter« und die »freundlichere, sanftmütigere Nation« verdankt, in ihren Erinnerungen *What I Saw at the Revolution: A Political Life in the Reagan Era*.

»Wenn man ein Vierteljahr später wieder hinkam, lag das Buch noch genauso da«, schrieb sie weiter. »Und dann all die neuen Worte: Man hatte eine Eingebung statt eines Gedankens, einen Konflikt statt eines Streits, eine positive Einstellung und den direkten Draht zum Zeitgeist. Keiner hatte einen Plan, aber jeder hatte einen Zeitplan, man lag nicht falsch, sondern total daneben, man arbeitete nicht einfach an etwas, man rackerte sich ab, und man einigte sich nicht einfach, sondern machte gleich einen Deal. In der Politik zählt immer das Nächstliegende, aber in der Wirtschaft muss es auch noch das Greifbare sein. Es gab immer neue Sprüche: Alle Personalfragen sind politisch, und Ideen tragen Früchte, und Ideen machen Politik, und es herrscht ein Krieg der Ideen ... und Nichtstun heißt Status quo und zurück zur guten alten Breschnew-Doktrin, und Essen gibt es nicht umsonst, vor allem dann nicht, wenn man mit der Presse am Tisch sitzt.«

Als Peggy Noonan 1984 nach Washington kam, lagen dreiunddreißig Jahre Brooklyn, Massapequa, die Höhere-Töchter-Universität Farleigh Dickinson und CBS Radio hinter ihr, wo sie die 5-Minuten-Kommentare für Dan Rather geschrieben hatte. Als Rather ein paar Jahre später vorschlug, ihr kein Weihnachtsgeschenk zu machen, sondern stattdessen einen Wohltätigkeitsverein ihrer Wahl zu bedenken, nannte sie ihm den William Casey Fonds für

den Widerstand in Nicaragua. Es sollte eine ganze Weile dauern, genauer gesagt mehrere Monate, bis sie den Mann kennenlernte, für dessen öffentliche Äußerungen sie und ihre Kollegen verantwortlich waren; als Peggy Noonan im Weißen Haus einzog, hatte seit über einem Jahr kein Ghostwriter mehr persönlich mit Mr Reagan gesprochen. »Wir winken ihm zu«, sagte einer.

Und so saß nun diese findige Tochter aus einer großen irisch-katholischen Familie an ihrem Arbeitsplatz im alten Executive Office Building und schrieb sich mangels eines echten Präsidenten einen idealen zurecht: Sie las ihren Vorgänger Vachel Lindsay (insbesondere: »Ich sing ein Lied von Bryan Bryan Bryan und seinem Entwurf eines silbernen Zion«). Sie las Franklin Delano Roosevelt (den sie sich, wiederum idealiter, im Dutchess County vorstellte, wo er »mit all den Mädels an einem großen Tisch saß und ein sommerliches Mittagessen zu sich nahm: dicke Fleisch-tomaten, Kartoffelsalat mit Mayonnaise und gefüllte Eier auf altem Porzellan, dessen Blumenmuster schon ganz verblasst war«) und dachte dabei: »So sollte Reagan rüberkommen.« Was Miss Noonan von Washington erwartet hatte, schrieb sie in ihren Erinnerungen, war »Aaron Coplands Ballettmusik ›Appalachian Spring‹«. Was sie dagegen vorfand, waren eine im Werden begriffene populistische Revolution, eine aus erhöhten Erwartungen und reduzierten Möglichkeiten entstandene Krise sowie die Kinder einer breiteren Mittelschicht, die fest vorhatten, die etablierte Gesellschaftsordnung und die ihrer Meinung nach repressiven liberalen Dogmen zu zerstören: »Es gab die Freidenker, denen ihre Freundinnen gerade Söhne geboren hatten und die ihr Coors-Bier auch mit Konservativen tranken, wenn die mit der um Freundlichkeit bemühten Gattin am Arm und einem Sohn im Schlepptau,

der die neuesten Erzeugnisse aus Papis Garten im Einmachglas mitbrachte, auf ihren Partys erschienen. Es gab die protestantischen Fundamentalisten, die hofften, von den neokonservativen Intellektuellen aus Queens nicht sofort abgebügelt zu werden, und die Neokonservativen, die sich mit den Fundamentalisten unterhielten und dabei dachten: Wenn die mich so anschauen, sehen die dann, was Annie Halls Großmutter sah, als sie vom anderen Ende der Tafel Woody Allen anschaute?»

Sie blieb im Weißen Haus bis zum Frühjahr 1986, das heißt, bis sie mehr oder weniger gezwungen wurde zu gehen, weil der damalige Chief of Staff Donald Regan sich weigerte, ihre Beförderung zur obersten Redenschreiberin zu genehmigen. Laut Larry Speakes, der nie hehre Gefühle für die Romantik der Revolution entwickelt hat, hielt Regan sie für zu »hart«, zu »dogmatisch«, zu »rechts«, zu stark »von Buchanan protegiert«. Zu ihrem Rücktritt bekam sie ein Formschreiben vom Präsidenten, das mit dem Unterschriftsautomaten signiert war. Donald Regan meinte, es sei nicht nötig, ihr einen sogenannten »Abschiedsmoment« zu gewähren: ein letztes Händeschütteln mit dem Präsidenten. Doch just an dem Tag, als Donald Regan selbst das Weiße Haus verließ, fand Miss Noonan auf ihrem Anrufbeantworter folgende Nachricht von einem Freund im Weißen Haus vor: »Hallo, Peggy, Don Regan hat auch keinen Abschiedsmoment bekommen.« Inzwischen klangen ihr die »Stimmen des wahren Washington« nicht mehr nach dem zahmen »Appalachian Spring«, sondern sehr viel rauer, »näher an Jefferson Starship und ›They Built This City on Rock and Roll‹«.

Im Weißen Haus ihrer Schilderung herrschte eine fiebrhafte Atmosphäre. Alle, berichtete sie uns, konnten Ri-

chard John Neuhaus zum sogenannten Zusammenbruch der Dogmen säkularer Aufklärung zitieren, Michael Novak zur angeblich gescheiterten Annahme, dass Bildung »wertfrei« sei oder sein sollte, George Gilder zur Menschlichkeit des freien Marktes. Alle konnten Jean-François Revel zum Untergang der Demokratien zitieren und Jeane Kirkpatrick zum Thema autoritäre versus totalitäre Regierungen, und alle redeten von der »Bewegung«: »Er ist schon seit Urzeiten in der Bewegung« oder: »Sie ist gut, sie vertritt die harte Linie«.

Sie redeten über die Ausschaltung der Pragmatiker, die glaubten, ohne die *Washington Post* und die Fernsehanstalten sei keine Auseinandersetzung zu gewinnen – man könne nicht »über die Köpfe der Medien hinweg an die Menschen appellieren«. Sie feuerten sich gegenseitig an, indem sie sich unentwegt Briefe, Vermerke und Zeitungsausschnitte zuschickten. »Vielen Dank für die neue Abhandlung von Macedo; seine Version von höchstlicherlichem Aktivismus ist doch viel anständiger als die von Tribe« war der Tenor. »Wenn die Russen davon Wind bekommen, dann fällt der Vorhang für die Freie Welt!« war der angesagte Ton auf den gelben Haftzetteln, die an den Zeitungsausschnitten klebten, »Weiter so!« der beliebte Abschlusssatz eines Schreibens. Die PROF-Memos von Robert McFarlane an Oberstleutnant Oliver North (»Roger, Ollie. Gute Arbeit – wenn die Welt nur wüsste, wie oft Sie der US-Regierungspolitik mit Aufrichtigkeit und gesundem Menschenverstand zur Seite gestanden haben, würde man Sie zum Außenminister ernennen. Aber man weiß es nicht, und wenn man es wüsste, würde man sich doch nur beschweren – so sieht nämlich die Demokratie am Ende des 20. Jahrhunderts aus ... Bravo Zulu«) scheinen in diesem Zusammenhang nicht einmal besonders ungewöhnlich.

»Bürokraten mit weichen Händen legten sich die knappe, lakonische Sprechweise eines John-Ford-Darstellers zu«, schrieb Peggy Noonan. »Ein kleiner Mann vom National Security Council wurde bei einem Gespräch gefragt, ob er jemanden kenne, der eine Pressemitteilung auftexten könne. Ja, im State Department wisse er einen, einen bezahlten Texter, der schon mal was Anständiges zu Papier gebracht habe.« Gemäßigt zu sein hieß, eine »Flasche«, ein »Waschlappen«, ein »Schlappschwanz« zu sein. »Der ist auseinandergenommen worden« sagte man von jemandem, dem etwas schiefgegangen war, oder: »Er hat was eingesteckt, blieb aber unbeleckt.« Im Weißen Haus trug man Krawatten (laut Peggy Noonan »immer leicht fleckige: Das kam von der Mayonnaise, die beim Arbeitsessen zur Rechtsreform aus dem heruntergewürgten Sandwich tropfte«), die mit Symbolen der Bewegung bestickt waren: Adlern, Flaggen, Büsten von Jefferson. Kleine goldene Laffer-Kurven identifizierten ihre Träger als »Verfechter der freien Marktwirtschaft«. Freiheitsglocken symbolisierten die »Selbstbeschränkung des Bundesverfassungsgerichts«.

Hier – wie in der Außenpolitik – war der bevorzugte Stil offenbar weniger militärisch als paramilitärisch: Es ging um den knappen, knallharten Ton. »Von meiner Diskette kommt das nicht«, meinte Oberstleutnant Oliver North kurz und bündig, wenn er ausdrücken wollte, dass etwas nicht seine Idee gewesen war. »Die Jungs«, wie Noonan sie nannte, die Schlagfertigen, die Aalglatten, die aus dem inneren Kreis und die, die gern dazugehört hätten, legten in der Air Force One gar nicht erst die Sicherheitsgurte an. Die weniger weit Gekommenen protzten mit Souvenirs von kleineren Scharmützeln an den äußersten Grenzen der Reagan-Doktrin. »Jack Wheeler kam mit dem Gürtel

eines russischen Offiziers über der Schulter aus Afghanistan zurück«, erinnert sich Noonan. »Grover Norquist kam mit Ringen unter den Augen aus Afrika zurück, weil er sich bei Savimbi im Zelt so viele Notizen gemacht hatte.« Peggy Noonan selbst hat einmal in der Kantine des Weißen Hauses mit einem »Mudschahedinkrieger« und seinem PR-Mann zu Mittag gegessen. »Wie steht es mit Ihren Truppen im Felddienst?«, fragte sie. »Wir brauchen Hilfe«, erwiderte er. Der philippinische Kellner näherte sich mit Stift und Block in der Hand. Der Mudschahedinführer schaute hoch und sagte: »Ich nehme Fleisch.«

In diesem Milieu denkt man sich nicht unbedingt eine Nancy Reagan, deren Vorlieben der stärker strukturierten, wenngleich nicht weniger strikten Welt entstammten, aus der sie selbst kam. Das Wesen dieser Welt wurde weitgehend missverstanden. Ich erinnere mich, dass ich bei meinen Washington-Reisen in den ersten zwei Jahren nach Reagans Amtsantritt immer wieder verblüfft davon war, wie hartnäckig sich bestimmte Missverständnisse über die Reagans hielten, und nicht nur über sie, sondern auch über die Männer, die als ihre intimen Freunde galten, also die kleine Gruppe von Industriellen und Unternehmern, die Ronald Reagans Gastspiele sowohl in Sacramento als auch in Washington gefördert und finanziert hatten – sozusagen als Risikokapitalinvestition. Der Präsident, so erzählte man mir immer wieder, war vor allen Dingen ein Kalifornier, ein Mann aus dem Westen, genau wie die Leute, die sein »Küchenkabinett« bestückten. Es war die Mentalität des Westens, die nicht nur die ziemlich kompromisslose Haltung dieser Männer zur amerikanischen Mission in der heutigen Welt erklärte, sondern auch ihr scheinbar mangelndes Interesse an jenen Amerikanern, für die der